

***Was brauchen Kinder, damit sie Gewalt nicht brauchen? -
Zu den Bedingungen der Entstehung von Gewalt***

Gisela Mayer

Aus: Erich Marks & Wiebke Steffen (Hrsg.):
Mehr Prävention – weniger Opfer
Ausgewählte Beiträge des 18. Deutschen Präventionstages
22. und 23. April 2013 in Bielefeld
Forum Verlag Godesberg GmbH 2014, Seite 209-228

978-3-942865-27-2 (Printausgabe)
978-3-942865-28-9 (eBook)

Gisela Mayer

Was brauchen Kinder, damit sie Gewalt nicht brauchen? – Zu den Bedingungen der Entstehung von Gewalt

Am 11. März 2009 betrat ein siebzehnjähriger Junge in Winnenden seine ehemalige Schule, nahm aus seinem Rucksack die mitgebrachte Pistole seines Vaters, stieg die Treppe zum Obergeschoss hinauf, öffnete die Tür an der Rückseite seines ehemaligen Klassenzimmers und erschoss die Mädchen, die in der letzten Reihe saßen von hinten aus zwei Metern Entfernung.

Das war der Beginn eines Amoklaufs, an dessen Ende sechzehn Menschen ihr Leben verloren hatten und nichts mehr war wie vorher.

Was geschehen war, war keine Naturkatastrophe, kein Naturphänomen, das aus dem Nichts kommend über die Welt hereinbricht wie ein Unwetter und dann schnell vorüberzieht. Ein Mensch hat diese Katastrophe in Gang gesetzt, einer, der mit seinem Leben nicht mehr zurechtkam, es nicht mehr wollte.

Eine Tat wie diese – von einem Menschen an anderen Menschen verübt – aber stellt auch die Aufforderung dar, alles Menschenmögliche zu tun, damit es keine Wiederholung gibt, damit junge Menschen Gewalt nicht als eine Handlungsalternative zur Lösung ihrer Probleme begreifen.

Attraktivität von Gewalt

Gewalt als „menschliche Ausdrucksform“, vor allem in Konfliktsituationen, hat es immer gegeben. Entscheidend ist, wie wir damit umgehen, welche Ventile uns bei der Bewältigung von schwierigen Lebenssituationen zur Verfügung stehen.

Was aber macht Gewalt attraktiv?

Eine Studie des Instituts für Friedenspädagogik, Tübingen/WSD Pro Child 2010 zeigt wesentliche Faktoren auf:

- Gewalt hilft Interessen/Ziele durchzusetzen
- Gewalt bedarf keiner Begründung und schafft Klarheit in einer komplexen Welt
- Gewalt schafft Anerkennung in der Gruppe und garantiert mediale Aufmerksamkeit
- Gewalt vermittelt das Gefühl von Selbstwirksamkeit

Auch wenn die historische Entwicklung in Richtung einer Abnahme physischer Gewalt geht, lässt sich feststellen, dass gewalttätige Umgangsformen – der raue Umgangston – in Familie, Kindergarten, Schule, Medien, Freizeit und nicht zuletzt am Arbeitsplatz zunehmen. Zudem zeigt sich trotz abnehmender Quantität gewalthaltiger

Vorfälle eine Zunahme und Veränderung der Qualität der Ausübung von Gewalt. Es ist die Überschreitung von Grenzen, die sogenannte Brutalisierung, die Anlass zur Sorge gibt, wenn beispielsweise jugendliche Täter in der U-Bahn einen Menschen grund- und anlasslos brutal zusammenschlagen und - auch wenn ihr Opfer bereits wehrlos auf dem Boden liegt - mit den Füßen mitleidlos auf seinen Kopf eintreten.

Aggression oder Kooperation

Sind wir also wirklich gewalttätige Wesen, sind Mord und Totschlag, wie Freud dies sah, naturgemäß und kaum vermeidbar. Oder hat sich die menschliche Spezies derart verändert seit Aristoteles vor etwa zweitausendvierhundert Jahren meinte „der Mensch ist von Natur aus ein gemeinschaftsbildendes Wesen, er kommt erst in seinem Gegenüber ganz zu sich selbst“ (Aristoteles, *Politika*).

Das ist eine weitreichende Aussage. Sie besagt, dass der Mensch nicht etwa ein soziales Wesen ist, weil es sich in der Gruppe einfach erfolgreicher jagen und damit besser leben lässt, also weil soziales Verhalten letzten Endes individuellem Überleben dient, sondern weil der Mensch erst im Kontakt zu seinen Mitmenschen zu dem wird, was er seinen Möglichkeiten nach sein kann.

Heute, also zweitausendvierhundert Jahre später, bestätigt die Neurobiologie diese Einsicht.

Die Frage nach dem, was den Menschen antreibt, wird nicht mehr mit dem Verweis auf einen „evolutionären Überlebenskampf“ oder ein „egoistisches Gen“ beantwortet, sondern bereits die bloße Erfahrung, freundlich zugewandten anderen Menschen zu begegnen erweist sich als eine biologisch verankerte Grundmotivation (Joachim Bauer, *Schmerzgrenze*, April 2011).

Allerdings ist es zu früh, nun ein neues Zeitalter des „Gutmenschentums“ auszurufen. Der Mensch ist keineswegs ab sofort ein „gutes Wesen“, gleichwohl besitzt er einen sensiblen neurobiologischen Apparat, der massiv Einfluss auf seine alltäglichen Entscheidungen ausübt.

Wird das auf Kooperation und Fairness ausgerichtete Motivationssystem allerdings frustriert, wird soziale Akzeptanz, Zuwendung oder auch Gerechtigkeit verweigert, bleibt nicht nur die Aktivierung des Motivationssystems aus – obwohl allein das bereits schwerwiegende Folgen hat. Wer einen Menschen unfair behandelt, ausgrenzt oder demütigt, tangiert damit die neurobiologische „Schmerzgrenze“ und muss mit Aggressionen und letztlich Gewalt rechnen. Psychische Gewalt – Demütigung, Ausgrenzung, Mobbing – wird dabei vom menschlichen Gehirn in keiner Weise von physischem Schmerz unterschieden. Die Rede von der bösen Bemerkung, der Beleidigung, die ein „Schlag ins Gesicht“ des Betroffenen ist, hat also durchaus ihren Sinn.

Aus der Sicht des menschlichen Gehirns ist soziale Akzeptanz ebenso überlebenswichtig wie körperliche Unversehrtheit. (Bauer, a.a.O., 2011)

Soziale Akzeptanz, Leben in Gemeinschaften und Bindungen sind Einflussfaktoren von enormer Bedeutung. Noch mehr als für Erwachsene gilt dies für Kinder und die Beziehungen zu ihren Eltern und Angehörigen. Wenn Bindungen nicht ausreichend verfügbar oder bedroht sind, wenn wenig oder keine Anerkennung erlebt wird oder wenn soziale Ausgrenzung und Demütigung den Alltag bestimmen, kommt es zu einer Aktivierung der Angst-, Schmerz- und Aggressionssysteme. Diese Systeme sind besonders bei Kindern und Jugendlichen Alarmsysteme zur Sicherung und Wiedererlangung von Bindungen.

Empathie

Bindungen, die aus der Verbundenheit mit anderen Menschen entstehen, kommt also eine überragende Bedeutung für das Aggressionsverhalten zu.

Obwohl das Motivationssystem mit dem starken Wunsch nach guten Beziehungen und sozialer Akzeptanz ausgestattet ist, ist die Fähigkeit erwachsener Personen, emotional befriedigende zwischenmenschliche Beziehungen einzugehen, sehr unterschiedlich ausgeprägt. Wer aufgrund früherer, zumeist in der Kindheit erlittener Verletzungen, keine Bindung zu anderen Menschen aufbauen kann, hat in schwierigen Alltagssituationen auch schneller das Gefühl abgelehnt und ausgegrenzt zu werden.

Wo aber erfahren wir Verbundenheit, lernen, was es bedeutet, anderen Menschen zu begegnen, Bindungen zu entwickeln? Bei allen individuellen Unterschieden gilt: Kinder erlernen gewisse Verhaltensweisen in ihren Familien, indem sie ihre Eltern, Geschwister oder andere Bezugspersonen nachahmen. Das ist der Kern dessen, was Aristoteles meint, wenn er sagt, der Mensch sei „wesentlich auf den anderen Menschen hin geordnet und bedürfe seiner, um ganz Mensch zu werden“.

Von der ersten Minute unseres Lebens an sind wir darauf angewiesen, dass uns ein menschliches Wesen gegenübertritt und uns zeigt, was es heißt, Mensch zu sein. Fehlen diese Bezugspersonen können Kinder ihre emotionalen Bedürfnisse nicht befriedigen und das hat tiefgreifende Folgen. Wir vergessen häufig, dass uns Empathie nur als Fähigkeit angeboren ist. Wir müssen sie erlernen indem wir üben, ähnlich wie die Sprache. Die wichtigsten Lehrmeister sind dabei im Allgemeinen die Eltern, sie stehen sozusagen Modell. Und zwar weniger mit dem, was sie sagen, als mit dem, was sie tun.

Empathie wird nur im Umgang mit anderen Menschen erlernt, im Umgang mit einem interessierten Gegenüber, zu dem wir mit Mimik, Gestik oder Sprache Kontakt aufnehmen und das darauf reagiert. Diese Reaktion oder Spiegelung ist die Basis für die Entwicklung eines intuitiven Verstehens unserer eigenen Gefühle, denn im Verhalten

der Eltern erkennen Kinder ihre eigenen Empfindungen, lange bevor sie in Worten ausdrücken können, was sie bewegt.

Schon mit drei Monaten imitieren Kinder den Gesichtsausdruck ihrer Eltern, der ihr eigenes Verhalten spiegelt. Ist es traurig oder wütend, reagiert die Bezugsperson, lacht es, lächelt das Gegenüber zurück. Unser Gehirn ist in der Lage die Zustände anderer Menschen mitzuerleben, mitzuspüren (Christian Keysers, 2013)

Funktioniert dieses Wechselspiel, lernt das Kind, sich seiner eigenen Gefühle bewusst zu werden – und der Reaktionen, die diese bei anderen hervorrufen. Und das ist die Voraussetzung dafür, dass wir später unser Gegenüber auch als einen Menschen, der seinerseits Gefühle hat, begreifen können. Erst im Umgang mit menschlichen Bezugspersonen finden wir den Zugang zu unseren eigenen Gefühlen und schaffen damit die Voraussetzung, die Gefühle anderer erkennen zu können.

Dass wir ein Mensch unter Menschen sind, lernen wir nur durch die emotionale Reaktion unserer Bezugspersonen. Dieser erste Schritt ins „Menschenleben“ kann in seiner Bedeutung nicht überschätzt werden. Der Züricher Psychoanalytiker Arno Grün spricht in diesem Zusammenhang vom „Terror der Leere“, wenn Eltern zwar körperlich anwesend sind, aber emotional für das Kind unerreichbar bleiben. Ihm fehlt damit eine entscheidende Orientierungshilfe beim Erkennen eigener Gefühle und der des Gegenübers.

Mangelnde Empathie, die fehlende Antenne für die Gefühle anderer, ist jedoch nicht nur ein schwerer Defekt. Ein Mensch ohne Empathie ist einsam, denn er hat weder Zugang zu sich selbst noch kann er den Zugang zu anderen Menschen wirklich erfahren. Die Fähigkeit zur Empathie ist nicht nur den Kern des Menschseins, sondern auch „die entscheidende zivilisatorische Hemmschwelle vor dem Bösen, die Schranke zum Unmenschlichen“. (A.Grün, a.a.O.) Empathie ist die Voraussetzung für das Erlernen sozialer Kompetenzen und für die Entwicklung von Verantwortungsgefühl. Denn wer mitfühlt, wird andere nicht so leicht verletzen, weil er sich sonst selbst schlecht fühlt. Ein emotionaler Kontrollmechanismus, der bei Exzesstätern ganz ausgehebelt und bei vielen anderen Jugendlichen zumindest verkümmert zu sein scheint.

Wo aber liegt die Ursache?

Ein Kind, das im Gesicht seiner Eltern nie Anteilnahme lesen konnte, hat auch nie gelernt, Anteil zu nehmen. In Situationen, in denen es zu Gewalt kommt, kann es später nicht erkennen, wann Grenzen erreicht sind, und setzt die Gewalt auch dann fort, wenn der andere längst aufgegeben hat und die Situation entschieden ist. Dann wird die Schranke zum Unmenschlichen durchbrochen. Und wir lesen am nächsten Tag in der Zeitung, dass – wie unlängst in Berlin geschehen – im U-Bahnhof Jugendliche aus gutem Hause ohne Grund einen Menschen zusammengeschlagen haben und auch dann weiter auf den Kopf ihres am Boden liegenden Opfers eingetreten haben, als dieses längst völlig wehrlos war.

Die Erklärung einer solchen Tat mit dem Hinweis auf ein gewalthaltiges Umfeld greift allerdings zu kurz. Es ist zwar durchaus richtig, dass der gewohnheitsmäßige Umgang mit Gewalt, gewalttätiges Verhalten als Problemlösungsstrategie begünstigt, allerdings ist dies keine zureichende Erklärung für die zunehmende Brutalisierung – das Überschreiten jeglicher Grenzen der Menschlichkeit. Der Grund ist vielmehr in dem Fehlen des Zugangs zu eigenen wie zu fremden Gefühlen zu suchen, dem Verfehlen der Möglichkeit zu erkennen, dass das Gegenüber ein Mensch ist, kein Gegenstand.

Diese Unterscheidung ist, obwohl dies zunächst schwer zu akzeptieren ist, keine Selbstverständlichkeit. Ein Kind erfährt seine Umwelt zunächst als ununterschieden – was den Menschen vom Gegenstand unterscheidet erlernt es erst im Umgang mit Bezugspersonen, die sein Verhalten spiegeln und ihm damit die notwendige Orientierung geben, seine Gefühle wie die Gefühle anderer Menschen zu erkennen und zu verstehen. Das aber ist die Aufgabe von Erziehung.

Erziehung ist Beziehung.

Erziehung ist selbstverständlich, sie ist das „was nebenbei geschieht“ (R. Spaemann, 2002). Sie ist ein facettenreicher Prozess, der den Schutz des Kindes, seine Ernährung, emotionale Zuwendung und sichere Bindungen miteinschließt. Gute Erziehung heißt, sich als Eltern im Lauf der Zeit abzuschaffen und die Kinder zu lehren, stabil auf eigenen Füßen zu stehen. Das setzt voraus, dass Eltern vorher auch da sind, dass sie Verantwortung übernehmen und jenes feine Netz spannen, das Kinder nicht einengt, sie aber jederzeit auffangen kann.

Erziehung ist zum Problem geworden, wie eine Studie der Konrad-Adenauer-Stiftung mit dem bezeichnenden Titel „Eltern unter Druck“ jüngst (2008) aufgezeigt hat. Da heißt es unter anderem *„...Eltern treten ihrem Kind gegenüber nicht mehr als distanzierte Autoritätsperson auf. Im Erziehungsverhältnis wird das Kind als Persönlichkeit mit eigenen Wünschen, Bedürfnissen und Rechten akzeptiert... Eltern versuchen sich in die Perspektive des Kindes zu versetzen. Damit können nicht alle Eltern gleichermaßen gut umgehen. Vor allem dann kommt es zu einem erhöhten Erziehungsdruck, wenn Eltern vom Verlust des Arbeitsplatzes betroffen sind und/oder Kinder massive Bildungsdefizite aufweisen. Angesichts des zunehmenden Konsums der Kinder; des selbstverständlich gewordenen Medienumgangs von Kindern und Jugendlichen sind Eltern in ihren Erziehungsaufträgen täglich gefordert.“*

Kein vernünftiger Mensch wird diesen Aussagen widersprechen wollen. Akzeptanz des Kindes, Eingehen auf seine Wünsche und Bedürfnisse haben sich gegenüber autoritär ausgerichteten Erziehungsstilen entscheidend verbessert.

Und genau hier liegt das Problem.

Die Fähigkeit des Menschen, mit seinen Mitmenschen umgehen zu können, Beziehungen zu leben und zuverlässig einer Arbeit nachgehen zu können, ist keine Frage im Sinne des Beherrschens eines Regelkatalogs, sondern eine Frage der Entwicklung (M. Winterhoff, 2009). Die elterliche Aufgabe besteht also vor allem darin, die Entwicklung des Kindes zu begleiten und zu fördern. Das bedeutet, dass Funktionen wie Frustrationstoleranz, Gewissensbildung und Umgang mit Aggressionen immer wieder geübt werden müssen.

Nur dann können Kinder zu beziehungsfähigen Wesen heranwachsen, die in der Lage sind in der Welt zurecht zu kommen. Erst darauf aufbauend ist dann Wertevermittlung ein wichtiges Erziehungsziel.

Erziehung im Sinne des Vermittelns von Regeln und Werten ist also keineswegs obsolet, sie ist sogar unbedingt notwendig. Allerdings kann Erziehung in diesem Sinn erst auf dem Boden einer gesunden Entwicklung des Kindes greifen. Jedes noch so durchdachte Erziehungskonzept muss ins Leere gehen, wenn Kinder und junge Menschen nicht in der Lage sind, die Unterweisungen und Anweisungen anderer Personen anzunehmen und umzusetzen.

Diese Entwicklung geschieht aber ausschließlich über die Beziehungsebene. Es ist kein Zufall, dass man die Personen, mit denen das Kind vom ersten Tag seines Lebens an zusammen ist, Bezugspersonen nennt. Beziehung ist ein stetes Wechselspiel, das, wenn es gelingt, die Entwicklung des Kindes in eine positive Richtung beeinflusst und es ihm ermöglicht, mit zunehmendem Alter zu begreifen, dass es sich in einer Gesellschaft befindet, in der das ganze Leben sich in Beziehungen und Interaktionen mit anderen Menschen abspielt.

Erziehung im heutigen Sinn, also im Sinn des Vermittelns von Regeln und Werten, kann nur funktionieren, wenn das Kind diese Regelvermittlung wahrnehmen kann. Das aber geschieht nur, wenn es den Erwachsenen als ein zuverlässiges, ihn steuerndes Gegenüber erkennt. Immer häufiger allerdings sind Eltern mit dieser Aufgabe überfordert. In Konsequenz stehen dann im schlimmsten Fall viele Kinder zwischen den beiden Polen Vernachlässigung und Überforderung durch Überforderung. Die Folgen des ersten Extrems sind evident, die des zweiten wirken subtiler und hängen mit dem Einfluss der außerfamiliären Umwelt zusammen.

Beziehungsmodelle

- In unserer hektischen Zeit bleibt Erwachsenen immer weniger Raum für intensive, befriedigende Sozialbeziehungen. Kollegen, Freunde und Verwandte befinden sich häufig in der gleichen Endlosschleife, wie man selbst. Jeder ist mit seinem Fortkommen, seinen eigenen Problemen beschäftigt. In dieser Situation neigen Eltern immer häufiger dazu, die Zuneigung ihres Kindes als Kompensation zu benutzen. Dadurch geraten sie in ein Abhängigkeitsverhältnis zu ihrem Kind, das eine genaue Umkehrung der eigentlichen Ordnung darstellt.

Aus Angst, das Setzen von Grenzen oder die Ablehnung eines Wunsches könne zu einem Verlust der kindlichen Liebe führen, verwöhnen sie ihr Kind mehr, als gut ist.

Dabei geraten zwei Dinge völlig aus dem Blick:

Zum einen wird Kindern so die Botschaft übermittelt, Erwachsene seien nur dazu da, ihre Wünsche zu erfüllen. Zum anderen erfahren sie eine Form von Grenzenlosigkeit, die sie in ihrer Entwicklung nicht fördert, sondern behindert.

Denn wir brauchen Widerstand, um die eigene Kraft und den eigenen Einfluss auf andere Menschen einschätzen zu lernen. Eltern, die Strukturen schaffen, nehmen ihr Kind ernst in seinen Bedürfnissen. Sie fördern seine Fähigkeit, mit Problemen umgehen zu können und eine gesunde Frustrationstoleranz zu entwickeln. Wo sonst sollten Kinder lernen, mit Enttäuschung und Wut über einen abgeschlagenen Wunsch umzugehen, wenn nicht im Elternhaus?

Eltern, die die Augen vor den entstehenden Problemen verschließen, kokettieren gerne damit, dass ihr Kind eben eine starke Persönlichkeit habe, deren Entwicklung man schließlich auch nicht entgegenstehen wolle. Und fordert nicht auch die Gesellschaft das ein? Starke Persönlichkeiten, die sich durchsetzen können? Vergessen wird dabei, dass eine Gesellschaft nur durch Kooperation überleben kann. Anpassungsunfähige Egoisten waren zu keiner Zeit die Basis einer starken Gemeinschaft.

Kinder, die in dem **Beziehungsmodell „Ich-will-von-meinem-Kind-geliebt-werden“** aufwachsen, haben zwar möglicherweise ihre Familie im Griff. Sie werden aber spätestens dann Probleme bekommen, wenn sie in ihrem Umfeld auf Menschen treffen, die nicht gewillt sind, sofort auf alle ihre Forderungen einzugehen, oder die ihrerseits Ansprüche an sie stellen. Eltern sollten ihre Kinder als Person ernst nehmen und ihre Wünsche und Bedürfnisse respektieren. Aber sie sollten das Recht nicht abgeben, diese auch zu überprüfen. Ein Kind ist nicht in der Lage, die Gesamtsituation zu überblicken. Es wird sich immer auf die Erfüllung seiner Wünsche und Bedürfnisse konzentrieren.

Es gehört zur Schutzfunktion von Eltern, den Gesamtzusammenhang im Auge zu behalten und gegebenenfalls Entscheidungen zu treffen, die für das Kind schmerzhaft und im Augenblick unverständlich sind. Auch das ist ein Zeichen von Wertschätzung. Wir dürfen unseren Kindern nur das Maß an Eigenverantwortung übertragen, das sie in der Lage sind zu bewältigen. Sie verlieren sonst die Orientierung. Ein Bild, das diesen Vorgang sehr gut veranschaulicht, ist das folgende: Stellen sie sich vor, sie betreten einen dunklen Raum, in dem sie keinerlei Anhaltspunkte erkennen können. Sie werden versuchen, die Wand zu ertasten, um sich an ihr zu orientieren. Kinder, die keine Grenzen erleben, können diese Wand nicht ertasten, es ist, als ob sie ständig zurückweichen würde. Angst, Unsicherheit und Orientierungslosigkeit sind die Folgen.

- Ein anderes **misslingendes Beziehungsmodell können wir als „mein-Kind-ist-Teil- meiner-selbst“** bezeichnen.

Weil die Welt immer komplexer und damit verwirrender wird, richten Erwachsene häufig den Blick auf die ihre unmittelbare Umgebung. Sie soll Halt versprechen.

Die beste Projektionsfläche eigener Wünsche und Bedürfnisse ist dann das eigene Kind, das so funktionieren soll, wie ich gerne funktionieren würde. Damit aber wird das Kind nicht mehr als eigen Person wahrgenommen, sondern nur noch als Teil des eigenen Selbst(-bildes). Da sich damit seine Interessen und Fähigkeiten den meinen angleichen, werden sie kontrollierbar.

Dieses Danken hängt mit unserer technischen Zugewandtheit auf die Welt zusammen, die dazu führt, dass wir nicht nur Objekte, sondern auch andere Menschen und zuletzt uns selbst als Gegenstände begreifen, deren Wert in ihrer Funktion besteht.

So fällt es vielen Eltern schwer, mit abweichendem Verhalten ihrer Kinder umzugehen. Sie suchen Halt in „technischen“ Erklärungen. Funktioniert mein Auto nicht, gebe ich es in die Werkstatt, funktioniert mein Kind nicht, muss eine Diagnose gefunden werden. Mangelnde Konzentrationsfähigkeit und Unruhe werden häufig voreilig als AD(H)S diagnostiziert. Die Konsequenzen dieser Häufung von diagnostizierten AD(H)S Erkrankungen sind mehr als bedenklich.

Also Psychopille statt Erziehung?

Ein bemerkenswertes Ergebnis ergab die Studie der Universität Frankfurt aus dem Jahr 2010. Knapp die Hälfte aller Kinder, bei denen AD(H)S diagnostiziert wurde, bekommt entsprechende Medikamente, am häufigsten Präparate mit dem Wirkstoff Methylphenidat (Ritalin, Medikinet, Concerta), die insbesondere in der Altersgruppe der Neun- bis Zwölfjährigen verabreicht werden. Insgesamt wird die Zahl der medikamentös behandelten Kinder weltweit auf über zehn Millionen geschätzt. Auch Deutschland ist bei dieser Entwicklung dabei. Nach dem neuesten Bericht des Bundesinstituts für Arzneimittel und Medizinprodukte sind enorme Steigerungsraten zu verbuchen: Der Verbrauch dieser Mittel hat von 1993-2010 um 3591%, von 34 Kilogramm auf 1221 Kilogramm zugenommen, wurden im Jahr 2000 0,5 Tonnen Methylphenidat durch Apotheken erworben, waren es 2011 bereits 1,8 Tonnen. Tendenz steigend!

Wir begehen hier in doppelter Weise Unrecht. Wir attestieren unseren Kindern eine Krankheit und befreien uns so von Schuld und Verantwortung, da wir die Angelegenheit an „medizinisches Fachpersonal“ delegieren – und wir tun denjenigen Unrecht, die lediglich besonders lebhaft, verträumt oder einfach anstrengend sind, in Wahrheit aber vielleicht genau die kreativen Köpfe, die unsere Gesellschaft braucht. Und dabei gilt, so der Würzburger Kinderpsychiater Christoph Schubert (2013) „In den meisten

Fällen, bei denen die Konzentration verlorengeht, spielen Umwelt und Gesellschaft eine Rolle und weniger die Gene.“ Und Andreas Warnke, bis zu seiner Emeritierung im vergangenen Jahr, Leiter der Kinderpsychiatrie Würzburg, räumt ein „Was wir gelernt haben, ist paradox. Je mehr wir von der Genetik wissen, desto stärker müssen wir uns auf das Nicht-Genetische besinnen: auf die psychosozialen und lebensgeschichtlichen Einflüsse“.

Nicht die Diagnose einer Krankheit sondern der Blick auf die Beziehungsgestaltung mag in vielen Fällen der richtige Weg sein. (Selbstverständlich soll hier nicht behauptet werden, dass die Diagnose AD(H)S nicht in vielen Fällen berechtigt und eine Behandlung erforderlich und sinnvoll ist. Es wird lediglich die Grundlage für die vorliegende epidemieartige anwachsende Anzahl der Diagnosen bezweifelt).

Die Konsequenzen des beschriebenen Beziehungsmodells werden vor allem dann sichtbar, wenn Verhaltens- oder Leistungsdefizite auftreten.

Ein Beispiel, das keinem, der je mit schulischen Angelegenheiten befasst war, fremd sein dürfte. An einem Elternabend hatte ich die Aufgabe, die Eltern einer Klasse darüber zu informieren, dass ihre Kinder andere schwer beleidigt und drangsaliert hatten. Ich bat die Eltern, ihren Kindern im häuslichen Gespräch zu verdeutlichen, dass ihr Verhalten inakzeptabel sei – und hatte in derselben Sekunde die gesamte Elternschaft gegen mich. Jedes Fehlverhalten der Kinder wurde aufs Energischste zurückgewiesen, eine derartige Entgleisung ihrer Kinder sei unvorstellbar. Die Emotionalität und Vehemenz der Argumentation der Elternschaft waren ein deutliches Zeichen dafür, dass die Kritik am Verhalten der Kinder als existentielle Kritik an den Eltern selbst verstanden wurde.

Kein Zweifel - es ist selbstverständlich und natürlich, dass Eltern ihre Kinder in Schutz nehmen. Wenn aber jede Kritik reflexartig und unreflektiert zurückgewiesen wird, dann läuft etwas falsch – und zwar in doppeltem Sinn. Zum einen wird das selbstständige Handeln des Kindes nicht wahrgenommen – was nicht stattgefunden hat, muss auch nicht durch erzieherische Maßnahmen korrigiert werden. Wenn aber Eltern das Verhalten ihres Kindes in dieser Weise negieren oder durch Ausflüchte zu beschönigen versuchen, wird auch Außenstehenden wie Lehrern oder Erziehern jede Möglichkeit genommen, einzugreifen. Und wenn sie es dennoch versuchen, scheuen viele Eltern nicht davor zurück, juristische Maßnahmen zu ergreifen. In Bayern beispielsweise, ist die Zahl der Beschwerdeverfahren in den letzten zehn Jahren um das Vierfache angestiegen.

Und die Kinder?

Für Kinder ist das Verhalten ihrer Eltern in einer solchen Beziehung ein fatales Signal. Sie müssen keine Autoritäten anerkennen, die einzige Autorität sind die Eltern und damit sie selbst. Gleichzeitig müssen sie keine Verantwortung für ihr Tun übernehmen – sie handeln ja nicht wirklich selbst, sondern nur nach Maßgabe ihrer Eltern.

Dieses Prinzip funktioniert so lange, bis das Kind auf Widerstände von außen trifft. Es hat bis zu diesem Zeitpunkt nur gelernt, dass seine Umwelt manipulierbar ist und eigentlich nur dazu da ist, seine Erwartungen zu erfüllen. Die Erfahrung, dass jemand sich weigert, diesem Schema zu entsprechen, wird dann als zutiefst kränkend empfunden. Das Kind hat zudem nie Strategien entwickeln können, mit so einer Situation umzugehen. Bisher war es nie ein Problem, den eigenen Willen durchzusetzen, wenn die einzige Autorität die Eltern waren, die ohnehin ihren Willen mit dem des Kindes identifizierten. Die Durchsetzung eigener Vorstellung muss nun mit allen Mitteln der Manipulation versucht werden – und notfalls eben auch mit Gewalt.

Das ist das Verhalten von Menschen, die in frühkindlichem Narzissmus verharren, weil sie nie eine Chance hatten, sich als Mensch unter Menschen zu begreifen. In seiner Extremform ist das Verharren in frühkindlichem Narzissmus auch bei Amoktätern zu finden. Sie fühlen sich als Zentrum ihrer Welt und haben keine realistische Einschätzung ihres Umfeldes. Wenn dieses anders reagiert als erwartet, - indem es im schulischen oder privaten Bereich die Anerkennung versagt oder sogar ausgrenzt – kann ein solcher junger Mensch nicht mehr zwischen dem Scheitern in einem Lebensbereich und dem Scheitern als Person unterscheiden. Weil seine Mitmenschen ihn nicht so sehen, wie er es meint verdient zu haben, weil sie seinen Erwartungen Widerstand entgegensetzen, müssen sie bestraft werden. Die Verantwortung für sein Handeln übernimmt ein solcher Täter nicht – er fühlt sich selbst als Opfer.

Und wenn wir unsere Kinder als Partner verstehen?

Beziehungsmodell „Partnerschaft“

Auf den ersten Blick scheint es, als sei das die selbstverständlichste Sache der Welt, unsere Kinder als Partner zu sehen und zu behandeln. Wir leben in einer Zeit, in der alles erklärungs- und begründungsbedürftig ist und selbstverständlich wird auch Erziehung als Modell des Erklärens und Verstehens begriffen.

Um einem naheliegenden Missverständnis vorzubeugen:

Die Erklärung des eigenen Verhaltens oder die Begründung von Entscheidungen sind wichtige Aspekte menschlichen Zusammenlebens. Wenn wir jedoch versuchen, selbst fünfjährigen Kindern alles erläutern zu wollen, überfordern wir sie nur. Wir nehmen ihnen den Schutzraum, den Kindern haben, weil Eltern ihnen Entscheidungen abnehmen, deren Tragweite sie noch nicht überblicken können. Es gibt in diesem Zusammenhang den wunderbaren Satz, der in seinem Doppelsinn, die Problematik deutlich macht: „Zum Glück fehlten ihm die Probleme der Erwachsenen“. Wir sollten dafür sorgen, dass Kindern Probleme, die sie belasten, die sie aber nicht lösen können, immer fehlen. Kinder sollten entsprechend ihrer Entwicklungsstufe wahrgenommen werden. Sie sind gleichberechtigt vor allem in ihren Bedürfnissen - und zu diesen gehört auch das Recht auf den Schutzraum, in dem sie unbeschwert von den Problemen der Erwachsenenwelt Kind sein dürfen.

Das Konzept einer falsch verstandenen partnerschaftlichen Erziehung beruht vor allem auf zwei Missverständnissen.

Zum einen auf dem nur allzu verständlichen Wunsch nach Harmonie auf Seiten der Eltern. Wenn alles erklärt und verstanden wird, haben Verweigerung und Aggression keinen Platz mehr. Das ist nicht nur ein Trugschluss, man verweigert damit auch eine wesentliche Aufgabe der Erziehung: die Übung des Umgangs mit natürlicher Aggression. Alle, auch gesunde und gut entwickelte Kinder verweigern sich hin und wieder. Das ist wichtig, insofern sie auf diese Weise herausfinden, wie sie sich selbst abgrenzen und auf ihre Umwelt Einfluss nehmen können. In einem überfordernden partnerschaftlichen Beziehungsmuster wird Verweigerung nicht mehr als natürliche Reaktion wahrgenommen, sondern als Unfähigkeit oder Unvermögen – schließlich wurde doch alles erklärt und verstanden. Dass das vermeintliche Unvermögen lediglich ein Zeichen für Überforderung ist, wird dabei gerne übersehen.

Zum anderen entsteht das partnerschaftliche Erziehungsmodell aus dem Bedürfnis zu delegieren. Aufgaben zu delegieren ist eine Verhaltensweise, die heute die Arbeitswelt bestimmt. Projekte werden an kompetente Mitarbeiter oder Kollegen weitergegeben. Und genau das ist der springende Punkt. Diese Mechanismen funktionieren nur dann, wenn man sich auf Augenhöhe begegnet, was Wissens- und Leistungsstand angeht. Im Verhältnis Eltern-Kind ist diese Augenhöhe nicht gegeben. Trotzdem werden Kinder häufig zwangsweise in diese Position gehoben. Sie bekommen – um im Bild zu bleiben – eine Aufgabe zugeteilt, an der sie scheitern müssen. Im Job würden wir so etwas tunlichst vermeiden. Zu Hause machen wir aus blutjungen Lehrlingen des Lebens Teilnehmer am runden Tisch der Familienbosse.

Der partnerschaftliche Umgang mit dem eigenen Kind kann im Grunde erst in späteren Jahren, frühestens in der Pubertät, funktionieren. Vorher sollten wir uns hüten, Kindern die Last einer Verantwortung aufzubürden, die wir selbst nicht zu schultern bereit sind – und das unter dem Deckmantel des vermeintlich partnerschaftlichen Umgangs miteinander. In Wahrheit überfordern wir sie damit, provozieren ihr Scheitern und machen sie am Ende noch dafür verantwortlich.

Und noch eine mögliche Konsequenz gilt es zu bedenken: Wenn wir einen Fünfjährigen wie einen Fünfzehnjährigen behandeln, dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir in der Pubertät den Zugang zu ihm verlieren. Er hat schließlich gelernt, dass er berufen ist, alle Probleme dieser Welt nach seinen Ansichten lösen zu können. Seine Meinung war ja schon immer maßgeblich für Entscheidungen, auch wenn er die zugrunde liegenden Probleme nicht verstanden hat. Was also sollte ihn daran hindern als junger Erwachsener ebenso zu verfahren? Der Wunsch, einen selbständigen, reflektierten und verantwortungsbewussten jungen Menschen zu erziehen, hat sich ins Gegenteil verkehrt. Am Ende steht ein Jugendlicher, der sich selbst als Nabel der Welt begreift, seine eigenen Fähigkeiten nicht einschätzen kann und dabei nicht mit einem

stabilen Selbstbewusstsein ausgestattet ist. Er hat nicht gelernt, dass es Dinge gibt, die nicht in seiner Macht liegen. Dementsprechend niedrig ist seine Frustrationstoleranz und jede Kritik wird zum Angriff auf die ganze Person.

Kinder, die sich selbst nie als Person mit Grenzen erleben durften, werden immer dann Schwierigkeiten haben, wenn sie Erwartungen – eigene und fremde – nicht erfüllen können oder wenn sie jede Einschränkung ihres Willens als Angriff auf ihre Person werten.

Wie gesagt - Erziehung heißt für Eltern, sich im Laufe der Zeit selbst überflüssig zu machen. Das kann aber nur gelingen, wenn man zuvor anwesend war und seinem Kind Zeit, Zuwendung und Vertrauen entgegengebracht hat, wenn man das Kind mit seinen Stärken und Schwächen als Person wahr- und angenommen hat. Diese Anerkennung wird auch im Setzen von Grenzen deutlich, sie sind wichtige Orientierungshilfen. Damit wird es für das Kind möglich, Freiheit in einem geschützten Raum zu leben, als Person wahrgenommen zu werden, ohne mit den Problemen der Erwachsenenwelt überfordert zu werden.

Wir dürfen dabei nicht vergessen, dass Kinder keine Maschinen sind, die beliebig steuerbar sind und auf Erfolg programmiert werden können – oder, wie es der Schweizer Kinderarzt und Autor Remo Largo formuliert „Kinder können nicht anders sein, als sie sind. Wenn die Eltern sie aber anders haben wollen, beschädigen sie ihre Kinder.“

Schule

Eltern werden nicht nur durch die Anforderungen unserer Leistungsgesellschaft unter Druck gesetzt, sondern durch das ganze „Fördersystem“. Kaum ist die Kindertagesstätte gewählt geht es bereits um die Wahl der richtigen Grundschule und kaum ist das Kind eingeschult, drehen sich alle Diskussionen um die weiterführende Schule, denn hier werden die Weichen für die Zukunft gestellt. Spätestens ab der dritten Klasse wird „die Spreu vom Weizen getrennt“. Die einen werden aufgrund guter Noten Richtung Gymnasium weiter gehen – und die anderen? Die werden bereits in der Grundschule mit Nachhilfe auf die richtige, die erfolgversprechende Spur gebracht. So zumindest stellt sich die Sache für viele besorgte Eltern dar.

Dass der damit verbundene Leistungsdruck Kindern schon früh die Lust am Lernen nehmen kann, ist evident. Trotzdem machen wir alle dabei mit. Die Eltern, die Druck auf ihre Kinder ausüben, die Gesellschaft, die nur normierte Leistungsträger kennt, die Schulen, die nach diesen Kriterien selektieren und die Lehrer, die unter umfangreichen Lehrplänen, Ansehensverlust und den an sie delegierten Erziehungsaufträgen leiden. Auf der Strecke bleibt dabei das, worum es eigentlich geht, die Aufgabe, Kinder nach ihren individuellen Entwicklungsmöglichkeiten zu fördern. Das ist sicher keine einfache Aufgabe, sie kann auch nur gelingen, wenn alle Teile des Systems ihre Zielvorgaben überdenken. Im Falle der Eltern heißt das, einerseits für mehr Gelas-

senheit zu plädieren und andererseits Verantwortung nicht zu delegieren. Im Falle der Gesellschaft und der Schulen heißt das, nicht nur normierte und damit überprüfbare Leistung zu fordern, sondern denen, um die es geht, die Möglichkeit zu individueller Entwicklung zu geben.

Für viele junge Menschen ist Schule keineswegs ein Lebensraum – nicht etwa weil sie schlechte Noten hätten, sondern weil sie Schule längst nicht mehr mit Freude am Lernen verbinden, sondern mit extremem Wettbewerb und Auslese. Weil sie Schule als einen Ort erleben, an dem tatsächliche oder subjektiv empfundene Demütigungen durch Mitschüler oder Lehrer an der Tagesordnung sind. Weil Schule kein Ort zur Übung gegenseitigen Respekts und Empathie ist, sondern ein Ort an dem das Recht des Stärkeren herrscht. Wo Schule nicht mehr lehrt, Wissen kritisch zu bewerten und in Handeln umzusetzen und sich hinter immer komplizierteren Lehrplänen verschanzt, gilt folgendes Ergebnis einer Studie der Berliner Humboldt-Universität (2009): „Die Inhaltsfülle erschwert das angestrebte Ziel, mehr Zeit für das Wesentliche zu gewinnen. Infolge des vorzulegenden Lerntempos kann es zu einer Überforderung bei Schülern und Lehrern kommen.“

Dabei „ist Schule eigentlich simpel. Alles, was man braucht, sind pädagogische Ideen, gutes Personal und Geld,“ so der Leiter eines Gymnasiums in der Nähe von Stuttgart (2009, Spiegel). In der Realität hapert es oft genug an allen drei Dingen. Eine Bildungskrise folgt der anderen. Alle Beteiligten – Schüler, Lehrer, Eltern – sind mit dem, was sie tun, nicht selten unzufrieden und gesellschaftlich anerkannt wird ihre Arbeit ohnehin kaum. Schüler und Lehrer arbeiten häufig gegeneinander und auch Eltern sprechen lieber über als mit Lehrern. Politiker sehen nur den Ausweg, mehr Geld für Bildung zu versprechen, obwohl inzwischen hinlänglich bekannt ist, dass das kaum etwas bringt und nicht nur die Zufriedenheit mit dem System seit Jahren abnimmt sondern auch die Zahl der Abnehmer (Schüler) geringer wird.

Diesem Missstand versucht man nun mit immer neuen Reformen beizukommen. Allerdings genügen die Überprüfungen dieser Reformen vor ihrer Umsetzung selten wissenschaftlichen Standards. Denken wir beispielsweise an die flächendeckende Einführung der verkürzten Gymnasialzeit – besser bekannt unter der Abkürzung G8. In den neuen Bundesländern wurde nach der Wende die Gymnasialzeit den damals geltenden Verhältnissen im Westen angepasst und damit um ein Jahr verlängert, auf 9 Jahre. Inzwischen haben sich die Verhältnisse erneut geändert und es wurde das achtjährige Gymnasium nach vierjähriger Grundschulzeit als Resultat neuester pädagogischer Entwicklungen eingeführt. Dieselben Lehrer sind nun aufgefordert - nur wenige Jahre nachdem man ihnen erklärt hat, dass dreizehn Schuljahre die Voraussetzung für nachhaltiges Lernen seien - das achtjährige Gymnasium in die Praxis umzusetzen. Zumindest in Baden-Württemberg ist das nun ebenfalls bereits überholt und der Rückweg zum neunjährigen Gymnasium, als neues Modell der Wahlfreiheit für Eltern, wird angetreten. Kann das ein motivierter und kritisch denkender Lehrer

ernsthaft mitmachen? Wie diese Reform - von G8 auf G9 und wieder zurück zu G8 und jetzt wahlweise G9 - hat jede Reform, die unüberlegt in viel zu kurzer Abfolge die vorherige ablöst, das Potential zur Demotivierung derer, die sie implementieren müssen. Wer dann das Scheitern von Reformen denjenigen anlastet, die sie umsetzen müssen, handelt zynisch, denn kein Lehrender steht morgens mit dem Gedanken auf heute zu scheitern oder besonders schlechten Unterricht zu machen.

Lehrer sind vielmehr mit Problemen konfrontiert, denen sie aufgrund ihrer Ausbildung in der Regel nicht gewachsen sein können. Die Ausbildung zukünftiger Lehrer wird zumeist von Professoren geleistet, die selbst keine Schüler haben. Sie halten selbst keinen Unterricht, haben zum Teil weder ein Lehramtsstudium absolviert noch je an einer Schule unterrichtet. Wie sollten sie die Probleme an heutigen Schulen kennen? Wie soll ein angehender Lehrer von ihnen lernen, wie man mit Problemen wie Migrationshintergrund, Aggressivität, Intoleranz oder Motivationslosigkeit umgeht? Wie soll die Ausbildung junger Pädagogen gelingen, wenn ihre Lehrer keinerlei Erfahrung haben in dem Fachbereich, der über das Fachwissen hinaus den Lehrer erst als Lehrer qualifiziert?

Die Profession des Lehrers ist die Kunst des Unterrichtens, nicht das jeweilige Fachwissen. Für alle angehenden Pädagogen gilt deshalb, dass didaktische und psychologische Fähigkeiten in der Ausbildung einen zentralen Stellenwert einnehmen. Dabei genügt es nicht, den Kanon relevanter Studienfächer kurzerhand zu erweitern, vielmehr müssen Theorie und Praxis frühzeitig miteinander verzahnt werden. Während in Deutschland der Großteil der zukünftigen Pädagogen erst im Referendariat sein zukünftiges Berufsfeld näher kennenlernt, arbeiten beispielsweise in Finnland Lehramtskandidaten vom ersten Semester an regelmäßig mit Schulklassen – und merken schnell, dass Fachwissen allein noch keinen guten Lehrer macht. Die Kompetenz, Wissen weiterzugeben, Beziehungen zu gestalten und Persönlichkeitsentwicklung zu fördern sagen mehr über seine Befähigung aus, als ein Numerus Clausus, den manche Politiker als Auswahlkriterium vorschlagen.

So hat eine Studie der Universität Freiburg (2011/2012) ergeben, dass der wesentliche Faktor für Erkrankung, Burn-Out und häufig auch vorzeitige Pensionierung von Lehrkräften Beziehungskonflikte im Klassenzimmer ist. Der Umkehrschluss verweist auf die Unabdingbarkeit einer Veränderung der Ausbildung. Es geht nicht nur darum, Lehrerinnen und Lehrer in die Lage zu versetzen, die Entwicklung junger Menschen besser zu fördern, gewalttätigen Umgang zu verhindern und die schulische Atmosphäre zu verbessern – es geht auch um die Verpflichtung zur Gesundheitsfürsorge für Lehrkräfte und Erziehende.

Gewalt an Schulen - Risikofaktoren

Schule als Selektionsinstanz

Da unser Schulsystem vor allem nach unten durchlässig ist – ein späterer Wechsel auf eine weiterführende Schule ist zwar theoretisch möglich, aber oft mit Problemen verbunden – hat sich bei vielen Eltern das Gefühl eingestellt, dass ein Fehler bei der Schulwahl lebensentscheidend und nicht wieder zu korrigieren sei. Dabei ist das einzige Kriterium für eine „falsche“ Schulwahl die Unangemessenheit der Schule im Hinblick auf die Bedürfnisse und Fähigkeiten des Kindes. Konsequenterweise hat in den letzten Jahren eine starke Verschiebung hin zum Gymnasium stattgefunden. Etwa sechzig Prozent aller Eltern erwarten, dass ihr Kind Abitur macht. Dieser Abschluss verleiht nach der Vorstellung vieler eine Art Gütesiegel fürs Leben, jeder andere Abschluss wird folgerichtig abgewertet. Da aber nicht alle Schüler in der Lage sind, das Pensum eines Gymnasiums zu bewältigen, werden sie bereits frühzeitig unter enormen Druck gesetzt – oder landen vermeintlich auf der Verliererstraße. Kinder lernen auf diese Weise früh, dass das Leistungsprinzip jeden Winkel ihres Lebens durchdringt.

Leistung wird honoriert von Eltern, Lehrern und der Gesellschaft. Sie ist messbar, schafft Vergleichsmöglichkeiten und hilft, die eigene Position zu bestimmen. Darin liegt allerdings auch eine große Gefahr. Es ist normal, dass wir in einer immer komplexer werdenden Welt nach Halt und Struktur suchen. Problematisch wird es allerdings, wenn Leistung nicht ein Kriterium unter vielen ist, sondern allein über den Wert einer Person entscheidet. In der Schule ist häufig genau das Realität. Die Note ist der Stempel, den ein Lehrer seinem Schüler aufdrückt. Sie vermittelt scheinbar Objektivität und soll eine neutrale Rückmeldung über eine erbrachte Leistung sein. Tatsächlich muss, um überhaupt benoten zu können, eine Wettbewerbssituation geschaffen werden, die auf Rivalität setzt.

Nun ist Wettbewerb an sich keineswegs falsch. Richtig verstanden macht er sogar Spaß. Man muss allerdings zwei Arten des Wettbewerbs unterscheiden. Die eine Art des Wettbewerbs steht auf der Basis grundsätzlicher Akzeptanz des Anderen. Zu keinem Zeitpunkt ist in Frage gestellt, dass alle Teilnehmer des Wettbewerbs, unabhängig von ihrem Erfolg, anerkannte Mitglieder der Gemeinschaft bleiben. Die andere Form des Wettbewerbs aber grenzt den Verlierer aus der Gemeinschaft aus, lässt ihn spüren, dass er in seinem Lebensweg gescheitert ist. Aus dem Sieger macht er einen Einzelkämpfer. Eben diese schädliche Form des Wettbewerbs bestimmt häufig unser Schulsystem. Lehrer haben auf die individuelle Leistung des Schülers zu achten und diese nach normierten Maßstäben zu benoten. Schüler haben darauf zu achten, den größtmöglichen Profit in Form guter Noten einzufahren. In diesem System bleibt nur wenig Raum für Gemeinsamkeit, es ist wesentlich ein System der Konkurrenz. Was dabei übersehen wird, ist die Tatsache, dass sich Schulzeit mit der Zeit der Persön-

lichkeitsentwicklung deckt. In der Pubertät ist es ganz normal, dass sich Phasen der Stärke und Schwäche abwechseln. Liebeskummer, Zukunftsängste, die körperliche Entwicklung sind alles Herausforderungen, denen sich junge Menschen stellen müssen und die nicht selten Krisen hervorrufen. In solchen Krisen wird dann die Leistungsbewertung zum Gradmesser für den Selbstwert. Zumal wenn die Anerkennung in anderen Lebensbereichen versagt bleibt. Wenn Eltern oder Freunde kein Gegengewicht bilden, wenn man keine Freizeitbeschäftigung hat, die das angeknackste Selbstbewusstsein wieder aufpoliert, dann erhält die Beurteilung schulischer Leistungen ein immer größeres Gewicht.

Denn was wir inzwischen sicher wissen, ist, dass es nicht die jungen Menschen sind, die von vornherein die gesellschaftlich vermittelten Werte ablehnen, die schließlich Gewalt als Handlungsstrategie zur Lösung ihrer Probleme wählen. Es sind vielmehr diejenigen, die in ihrem Erstreben zentraler gesellschaftskonformer Werte enttäuscht sind, die aggressiv werden und sich an denen, die sie für schuldig halten auf grausame Weise rächen. Ausgrenzung und Demütigung wird wie körperlicher Schmerz empfunden und löst Aggression aus. Schulisches Versagen aber führt zu Ausgrenzung - wer in der Schule nichts kann, wird eben nicht Klassen- oder gar Schulsprecher. Wer dann keine Alternativen mehr hat, das angeschlagene Selbstwertgefühl aufzupolieren, neigt, so die Ergebnisse von Langzeitstudien, (vgl. K. Hurrelmann, 2009) dazu, gewalttätig zu werden.

Schulische Möglichkeiten der Gewaltprävention

Schule als Lebensraum

Es ist an der Zeit umzudenken – das ist sogar im Bildungsplan des Landes Baden-Württemberg aus dem Jahr 2007 formuliert: *“Jeden Bildungsplan wird man zukünftig daran messen, ob er geeignet ist, die Zuversicht junger Menschen, ihr Selbstbewusstsein und ihre Verständigungsbereitschaft zu erhöhen.“* Schule soll also die Persönlichkeit entwickeln, das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten stärken und die Grundlagen für einen menschlicheren Umgang miteinander schaffen. Damit sind zugleich die schulischen Möglichkeiten der Gewaltprävention beschrieben – kein junger Mensch, der sich in einer Gemeinschaft angenommen fühlt, wird diese gewaltsam zerstören.

Schulische Gewaltprävention besteht also vor allem darin

- Möglichkeiten zur Partizipation zu schaffen. Wer in schulischen Gremien als Schülervertreter mitarbeitet, wendet sich nicht gegen den Lebensraum, an dessen Gestaltung er beteiligt ist.
- Möglichkeiten zur Identifikation zu schaffen. Rituale und wahrnehmbare Zeichen der Zugehörigkeit schaffen Gemeinschaft, die ihre gewaltsame Zerstörung selbst verhindert.

- transparente, gerechte und wertschätzende Leistungsbewertung. Eines der Ergebnisse neurobiologischer Forschung der letzten zehn Jahre besteht in dem Nachweis, dass Ungerechtigkeit die Tendenz zu aggressivem Verhalten verstärkt. Wer sich ausgegrenzt fühlt leidet und wird wütend, wer sich ausgegrenzt und einen anderen gleichzeitig bevorzugt sieht, wird aggressiv und häufig auch gewalttätig.

Gewaltprävention an Schulen kann allerdings nur gelingen, wenn im Schulalltag dafür Raum geschaffen wird. Wenn Lehrpläne gezielt überarbeitet werden, um Raum für individuelle Förderung zu schaffen, wenn Lernen vor allem als Lebensschulung verstanden wird, wenn Pädagogen entsprechend geschult und ausgewählt werden, wenn der Druck auf die Schüler, zu jeder Zeit abrufbare Leistungen bringen zu müssen, reduziert wird. Und vor allem, wenn junge Menschen in ihrer ganzen Persönlichkeit wahrgenommen und wertgeschätzt werden.

Was also brauchen unsere Kinder ...

Kinder brauchen zwischenmenschliche Bindungen. Sie brauchen sie vom ersten Tag ihres Lebens an.

Doch wie entstehen solche Bindungen, die auf der Erfahrung beruhen, dass ein anderer Mensch so fühlen kann, wie man selbst fühlt. Besonders bei Kindern und Jugendlichen ist diese Erfahrung, dass ein anderer Mensch – Familie, Freunde, Lehrer - sich in sie einzufühlen vermag, von entscheidender Bedeutung.

Neurobiologische Grundlage für diese Fähigkeit ist ein Netz von Nervenzellen, das System der Spiegelneurone („mirror neuron system“, MNS), das die Zeichen (Sprache, Körpersprache), die ein anderer aussendet, verwertet und daraus rekonstruiert, was in diesem Menschen vorgeht. Menschen sind keine isolierten Wesen, sie sind auf Beziehung und Bindung angelegte Wesen, sie sind immer Bestandteile eines engvernetzten sozialen Gewebes. (Keysers, 2013)

Allein mit Einfühlung ist das Potential der Spiegelneurone jedoch noch nicht ausreichend beschrieben. Indem wir auf die Zeichen, die das Verhalten eines Kindes oder eines Jugendlichen aussendet, reagieren – und das tun wir nicht freiwillig oder wahlweise, sondern immer und in jeder Situation, manchmal deutlich und bewusst, häufig jedoch unbewusst – spiegeln wir etwas zurück. Kinder und Jugendliche suchen nach diesem Spiegelbild und sie tun dies aus zwei Gründen: Sie wollen spüren, dass sie wahrgenommen werden aber auch wie sie wahrgenommen werden, sie wollen wissen, wer sie sind.

Der „Korridor“:

Junge Menschen befinden sich in einer Entwicklungssituation, von der sie nicht wissen, wohin sie führt. Das kann auch Angst machen. Deshalb suchen sie unbewusst in

dem Bild, das sich Erwachsene – und besonders ihre Bezugspersonen – von ihnen machen, Auskunft darüber, was sie sich zutrauen dürfen, worin ihre Potentiale und Entwicklungsmöglichkeiten liegen. Diesen Suchprozess, der im Kind und im Jugendlichen unbewusst abläuft, bezeichnet Joachim Bauer (2008) als einen der wichtigsten Vorgänge, wenn es um Erziehung und Bildung geht. Mittels der Art, in der wir den jungen Menschen durch unser Reden und unser Verhalten Auskunft über sich selbst geben, legen wir einen „Korridor“ an, der in die Zukunft weist und in dem sich –bis zu einem gewissen Grad – die Kraft einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung entfalten kann. Die Kunst der Erziehung besteht nun darin, gegenüber den jungen Menschen die Kritik und die Benennung von Mängeln immer mit der Perspektive einer Entwicklung zu verbinden, so dass sie diesen „Korridor“ der aus der augenblicklichen Problemsituation hinausweist, immer erkennen können.

Dabei muss die Kritik nicht stets simultan mit einer solchen Vision einhergehen. Kritik kann auch im gegebenen Fall für sich allein stehen – unabdingbar ist, dass sie nicht demütigt und ausgrenzt und den jungen Menschen nicht auf die kritisierten Eigenschaften festlegt. Niemand ist jemals „ein hoffnungsloser Fall.“

Denn Dreh- und Angelpunkt für Erziehung sind vom ersten Tag an die Erfahrungen, die junge Menschen mit anderen Menschen machen. Ein lebendiges Miteinander, das geprägt ist von Zuwendung und dem Mut der Erwachsenen, Verantwortung zu übernehmen, Haltungen und Meinungen zu haben und diese auch zu leben ist die Basis für die Fähigkeit beziehungs- und gemeinschaftsfähig zu werden.

Kinder und Jugendliche brauchen das Gefühl, dass die Welt auf sie wartet, dass sie wahrgenommen werden, dass sie gebraucht werden. Sie brauchen das Gefühl, dass wir etwas von ihnen fordern, weil sie die Chance haben, ihre Potentiale zu entfalten.

Wir tragen als Eltern die Verantwortung für unsere Kinder - nicht nur für ihre Kleidung, Ernährung und Schulwahl, sondern vor allem auch dafür, was wir ihren Gehirnen und ihrer Seele zumuten. Wir tragen die Verantwortung dafür, dass sie wissen, dass sie nicht unseren Vorstellungen von dem, was sie sein sollen zu entsprechen haben, sondern dass sie Individuen sind, deren Wert darin besteht, zu sein.

Literatur:

Bauer, Joachim; Lob der Schule, München 2008

Bauer, Joachim; Schmerzgrenze, München 2011

Spaemann, Robert, Grenzen, Stuttgart 2002

Winterhoff, Michael, Warum unsere Kinder Tyrannen werden, Gütersloh 2008

Schubert, Christoph; Warnke, Andreas, in „Der Spiegel“ 26/2013

Keysers, Christian, in „Der Spiegel“, 29/2013

Inhalt

Vorwort 1

I. Der 18. Deutsche Präventionstag im Überblick

Deutscher Präventionstag und Veranstaltungspartner

Bielefelder Erklärung 5

Erich Marks / Karla Schmitz

Zusammenfassende Gesamtdarstellung des 18. Deutschen Präventionstages 11

Erich Marks

Der 18. Deutsche Präventionstag in Bielefeld, das gibt's doch gar nicht 35

Wiebke Steffen

Gutachten für den 18. Deutschen Präventionstag:
Mehr Prävention - weniger Opfer 51

Ralf Jäger

Kein Opfer einer Straftat darf vergessen werden 123

Pit Clausen

Prävention in Bielefeld 127

Jörg Ziercke

Zukunft der Opferhilfe 131

Rainer Strobl / Christoph Schüle / Olaf Lobermeier

Evaluation des 18. Deutschen Präventionstages 135

II. Praxisbeispiele und Forschungsberichte

Christian Pfeiffer

Parallel Justice – warum brauchen wir eine Stärkung des Opfers
in der Gesellschaft? 179

Die Entführung

Artikel aus dem DPT-Journal anlässlich des 18. Deutschen Präventionstages 207

Gisela Mayer

Was brauchen Kinder, damit sie Gewalt nicht brauchen? -
Zu den Bedingungen der Entstehung von Gewalt 209

<i>Nils Christie</i> Heilung nach den Gräueltaten	229
<i>Bettina Zietlow</i> Gewalt gegen Polizeibeamte – die Bewältigung belastender Erfahrungen	239
<i>Detlef Heyer</i> Schutz älterer Menschen vor betrügerischen Kaffeefahrten	257
<i>Daniel Lederer</i> Opfererfahrungen im fortgeschrittenen Alter	259
<i>Gesa Schirrmacher / Petra Söchting</i> Das Hilfetelefon Gewalt gegen Frauen – Prävention durch niedrigschwellige Beratung	269
<i>Susanne Wegener-Tieben</i> Das Opfertelefon des WEISSEN RING	283
<i>Gabriele Bindel-Kögel / Kari-Maria Karliczek</i> Vom Objekt zum Subjekt – Außergerichtliche Schlichtung als opferstützendes Instrument	291
<i>Jakob Tetens</i> Sekundärpräventives Gruppentraining für jugendliche Mobbingopfer	305
<i>Haci-Halil Uslucan</i> Risiken erkennen – Risiken minimieren – Stärken fördern	311
<i>Hellgard van Hüllen</i> Victim Support Europe – schnelle Hilfe im internationalen Kontext	325
<i>Claudia Gelber / Michael Walter</i> Opferbezogene Vollzugsgestaltung: Theoretische Perspektiven und Wege ihrer praktischen Umsetzung	335
<i>Lutz Klein</i> Mentoring für Straffällige: Auch ein Beitrag zum Opferschutz	349
<i>Andreas Beelmann</i> Zur Konstruktion, Entwicklung und Überprüfung von Interventions- maßnahmen: Ein Modell zur Evidenzbasierung präventiver Handlungsstrategien.	357
III Autoren	367